



ERST WENN GOTT «alles in allem» sein wird (1. Korinther 15, 28), wird *jede* Erfahrung auch Gotteserfahrung sein.

DASS WIR GOTTESERFAHRUNG partout dem religiösen Erlebnisbereich vorbehalten möchten, verrät uns als Menschen einer arbeitsteilig organisierten Welt, in der jedermann (auch Gott) nur für eine spezialisierte Tätigkeit zuständig und kompetent ist. Deshalb erwartet man etwa in den Erlebnis- und Tätigkeitsbereichen Arbeit, Spiel, Erotik, Gesellschaft/Politik, Essen/Trinken keine Gotteserfahrung mehr.

NUR ZWEI PROFANE Erlebnisbereiche gibt's, in denen, wie man so hört, Gotteserfahrung für möglich gehalten wird: Natur und Krankheit/Tod. Weshalb gerade hier? Dem wäre mit kritischer Sorgfalt nachzugehen. Beiden Bereichen ist vielleicht – im Unterschied zu Arbeit, Spiel, Erotik, Gesellschaft/Politik usw. – das Erlebnis menschlicher Ohnmacht, Nichtigkeit gemeinsam. Setzt Gotteserfahrung somit erst ein, wo der Mensch sich seiner Kleinheit und Vernichtbarkeit bewußt wird? Doch was für ein Gott, der nur noch auf diese Weise erfahren wird! Ist es wirklich der Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist und von dem Jesus gesagt hat, er sei «ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten» (Matthäus 22, 32)?

HEUTIGEN THEOLOGIEN ist Gotteserfahrung suspekt. In der Tat, der Begriff ist zu vage, zu subjektiv. Oft wird er deshalb ersetzt durch den Terminus «Begegnung» (mit Gott). «Begegnung» läßt sich besser auf formale Begriffe bringen als «Erfahrung» – so gut sogar, daß oft nichts Reales mehr übrigbleibt. Wogegen das Wort «Erfahrung» doch immer eine Erwartung auf Inhalte, Geschehnisse, Geschichten erweckt.

DIE SCHEU der Theologie vor Erfahrung, gar Gotteserfahrung, spiegelt sich im Unvermögen der kirchlichen Verkündigung, Geschichten zu erzählen. Und wenn, dann sind's meistens schlechte Geschichten (deren Qualitätsmangel Urteile wie «fromme Geschichte», «erbauliche Geschichte», «Sonntagsschulgeschichte» feststellen). Dabei basieren Kirchen und Theologien auf der Bibel, einem Buch voller Erzählungen, Geschichten – und zwar guter Erzählungen, guter Geschichten!

SOLLTE NUR KODIFIZIERTE Erfahrung, sollten nur längst sakralisierte Geschichten glaubwürdig sein können? Ist der *creator spiritus* tatsächlich nur noch ein *commentator spiritus* – Kommentator historisch bewährter Erzählungen von Erfahrungen mit Gott? In der Kommentierung haben Kirche und Theologie es zu vorbildlicher Meisterschaft gebracht. Ist das jedoch alles? Mani Matter (Berner Liedermacher, *Red.*) in seinen höchst lesenswerten «Sudelheften» (Benziger Verlag, 1974) hat hierzu geschrieben: «Wenn nun jedermann sieht, welch gewaltige Organisation darum herum (sc. um das Christentum herum) aufgebaut ist, wie viele Menschen damit beschäftigt sind, wieviel Literatur darüber fabriziert wird und wie dennoch so wenig Schöpferisches zu spüren ist, so wird man allmählich anfangen zu glauben, die Quelle gebe eben nichts her, sie sei ausgeschöpft. Dann wird aus dem Christentum eine leere Konvention. Und die Kirche wird es zugrunde gerichtet haben. Denn wenn die Bibel keinen solchen Apparat um sich herum hätte, wäre sie ein Buch wie jedes andere; und würde gewiß auch gelesen und regte gewiß auch die Produktion an. Heute hat man aber das Gefühl, die Bibel sei Sache der Pfarrer, sie werde schon genügend beackert; und wenn nichts daraus entspringt, so ist man, wie gesagt, versucht zu schließen, sie gebe offenbar nichts mehr her».

DASS GOTTESERFAHRUNG einem speziellen Lebensbereich, dem religiösen, zugeordnet wird und vorbehalten bleiben soll, ist ein Symptom der menschlichen Entfremdung. Wo der Mensch und seine Arbeit zum Objekt, zur Ware geworden sind, wird auch Gott zum Objekt, zur Ware, und «Religion» (oder: «Christentum», «Kirche» usw.) zur Branche, die diese Ware umsetzt. Daneben gibt es andere Branchen, andere Bereiche, wo Gott nicht «geführt» wird, nicht «geführt» werden soll, wenn möglich. (...) So leben wir in Bereichen, die nichts miteinander zu tun haben (nichts miteinander

THEOLOGIE

Gotteserfahrung?: Nicht dem religiösen Erlebnisbereich vorbehalten – Warum ist sie heutigen Theologen suspekt? – Offenbar nur noch kodifizierte Erfahrung glaubwürdig – Aufspaltung des Menschen, ein Phänomen seiner Entfremdung – Heiliger Geist in idealistisch-abstrakte Höhen verflüchtigt – «Komm Schöpfer Geist»: ein Deus viator, der «alles in allem» werden will.

Kurt Marti, Bern

AFRIKA

Paulo Freire – afrikanisch: Gelesen von einem Ostafrikaner – Sein Traum: Abtragung von Feindbildern – Als Priester unter Partisanen – Wenn ein schwarzer Theologe in Europa den Mund aufmacht – Freires afrikanische Erfahrungen – Seine Schuldgefühle sollten auch von Europäern geteilt werden – Die Hoffnung Afrikas: Träume haben mehr Chancen als Ideologien – Pädagogik im Befreiungskampf – Engagierte gegen sogenannte neutrale Wissenschaftlichkeit – Ahnen- und Gottesglaube verhindert totalen Staat – Mit Freire Entscheidung für das Evangelium der Notleidenden.

Felipe J. Couto, Peramiho (Tanzania)

USA

Präsident Reagan und die katholischen Bischöfe: Aus «Bundesgenossen» im Wahlkampf sind heftige Kritiker geworden – Während gewisse Wahlversprechungen sich nicht erfüllen, werden Sozial-, Verteidigungs- und Außenpolitik zum Ärgernis – Budgetkürzungen treffen die Ärmsten – Kirchlich-karitative Programme vermögen soziale Ungerechtigkeit nicht zu kompensieren – Wachsender offener Widerstand gegen Rüstungspolitik – Trotzdem unterschiedliche Einschätzung der Idee nuklearer Abschreckung – Erklärung der Bischofskonferenz zu Zentralamerika – Die wahren Ursachen der Konflikte beim Namen genannt. *Peter J. Henriot, Washington*

EHE

Bindung im Suchen nach Sinn: Ehe von einst, und heute gängige Meinungen – Sinnverlangen und Entfremdung – Ein Gleichnis – Mangel an Kraft, den Sinn in der Wirklichkeit festzuhalten – «Die Götter leihen kein Pfand» – Geduld im diskontinuierlichen Kontinuum des Lebens.

Herbert Kappes, Neuß

PHILOSOPHIE

Zur «Gottesfrage»: Zwei Bücher von Karl-Heinz Weger – Glaubensbegründung in agnostischer Welt – Das Gottesproblem aus einer schlechten ontologischen Verdinglichung herauslösen – Um die anthropologischen Voraussetzungen der Theologie – Ansatz zu «neuer» Fundamentaltheologie? *Heinz Robert Schlette, Bonn*

BUCHHINWEIS

Verbirg nicht dein Gesicht vor mir: Hans Schaller über christliches Bitten und Klagen.

Josef Bruhin

zu tun haben sollen?). Der Mensch wird aufgespalten – zum Beispiel – in einen homo oeconomicus und in einen homo religiosus. Solche Aufspaltung des Menschen ist ein typisches Phänomen seiner Entfremdung. Der Entfremdete erfährt Gott entweder gar nicht mehr oder nur in dem dafür ausgesparten und vorgesehenen Bereich des «Religiösen». Das aber bedeutet: er erfährt Gott nicht mehr als den souveränen Herrn, der «alles in allem» werden will, sondern bloß noch – alttestamentlich gesprochen – als Götzen. Charakteristisch für Götzen ist, daß sie nur für einen Teilbereich des Lebens, der Welt zuständig sind.

ZU FRAGEN wäre auch: ist der entfremdete Mensch überhaupt fähig, eigene Erfahrungen (nicht allein nur Gotteserfahrungen) zu machen? Ist im MacLuhanschen Welt Dorf mehr und mehr jede Erfahrung vorfabriziert, mag sie subjektiv auch für authentisch und unverwechselbar persönlich gehalten werden? Hierfür die Massenmedien haftbar zu machen, wäre billig. Die Kirche und ihre Verkündigung ist auch Massenmedium, war sogar das erste, älteste. Vermag sie den Menschen noch einen Weg zur Menschwerdung und damit zur Fähigkeit, eigene, authentische Erfahrungen zu machen, zu öffnen? Serviert nicht auch sie Büchsenkost, Konservenerfahrung? Nicht umsonst suchen jetzt manche auf anderen Wegen wiederum erfahrungsfähig zu werden, durch Yoga, Zen, Sensitivity-Training usw.

WIE DEM SICH SELBST und andern Entfremdeten auch Gott fremd bleibt, zeigt sich unter anderem darin, daß, soviel ich sehe, der Normalchrist unserer Breiten mit dem Heiligen Geist (und damit z. B. auch mit dem Pfingstfest) nichts anzufangen weiß. Theologisch aber wäre Erfahrung, Gotteserfahrung, doch wohl unter dem Aspekt des Heiligen Geistes zu bedenken. Fragen wir aber einen Christen nach der Bedeutung des Pfingstfestes, einen Theologen nach dem Heiligen Geist, so ist Ratlosigkeit oder Gestammel die Antwort. Das dürfte eine Folge davon sein, daß die Theologie eine bürgerliche Wissenschaft geblieben ist, die insgeheim von idealistischen Prämissen ausgeht, ohne die gesellschaftliche und kirchliche Praxis als ihren Ausgangs- und Zielpunkt genügend zu reflektieren. Darum vielleicht hat sich ihr der Heilige Geist in idealistisch-abstrakte Höhen verflüchtigt.

AUCH ICH SCHLEICHE mit meinen Gedanken, wie die Theologie insgesamt, als Katze um den heißen Brei, genannt «Gotteserfahrung», herum. Ich suche nach Möglichkeiten, Gotteserfahrung, die keine «religiöse», sondern profane ist, zu artikulieren, bin dazu jedoch nicht fähig. Die Sprache dafür fehlt mir. Die «religiöse» Sprache eignet sich nicht, die nicht-religiöse gibt, was ich artikulieren möchte, (noch) nicht her. Darin zeigt sich die eigene Entfremdung und Gespaltenheit.

ERFAHRUNG, glaube ich, ist zu unterscheiden von Widerfahrnis, in der der Mensch passiv, rezeptiv bleibt (so bei eigentlichen Offenbarungen). Erfahrung schließt menschliche Tätigkeit und Bemühung ein. «Er-fahren» bedeutet etymologisch «reisend erkunden» (Kluge, Etymologisches Wörterbuch). Erfahrung ist sowohl ein «Sich-auf-den-Weg-Machen, um etwas zu erkunden, kennenzulernen, selbst zu sehen», wie auch das Ergebnis der «Fahrt» – beides im Unterschied «zu allem bloß Gedachten (Rationalismus), auf Autorität Angenommenen (Dogma) und geschichtlich Überlieferten (Tradition)». So definiert Höffmeisters Wörterbuch der Philosophischen Begriffe.

ERFAHRUNG GEWINNT, wer sich aufmacht, unterwegs ist, der homo viator. Nichts erfährt, wer auf Standpunkten (z. B. dogmatischen, ideologischen) stehenbleibt. Der aufbrechende, wandernde Abraham ist nicht nur Phänotyp des Glaubensgehorsams, sondern ebenso der Gotteserfahrung. Dasselbe gilt vom wandernden Gottesvolk des Exodus. Und gleicherweise hat der Heilige Geist die vom Tod Jesu wie gelähmten Jünger in Bewegung, in «Fahrt» gebracht, die sie Gott neu hat erfahren lassen. Diese Beispiele zeigen allerdings, daß am Anfang immer

der Glaube steht, auch wenn man «Glauben» dabei nur vage zu umschreiben vermag, als eine Art Erwartung vielleicht. Aber Gott scheint in der Regel doch nur erfahren zu werden, wenn Erwartung auf ihn am Anfang der Fahrt steht. Mithin: der Glaube bewirkt Erfahrung, diese freilich wirkt alsbald wieder auf den Glauben zurück (bestärkend, fragend, korrigierend), eine Wechselwirkung spielt sich ein. Erfahrung ohne Glauben führt in der Regel nicht zur Gotteserfahrung. Glaube ohne Erfahrung (d. h. Tätigkeit, Wagnis, Bewegung) versteift, verkalkt zum theoretischen Axiom, zum realitätsblinden Dogma. Ist nicht Jesus in diesem Sinne unterwegs gewesen, hat glaubend erfahren und sich im Glauben durch Erfahrung gewandelt?

«**KOMM SCHÖPFER GEIST!**» – das ist auch Bitte um Gotteserfahrung und um eine Sprache, die sie mitteilbar macht. Die Bitte dispensiert nicht von eigener Tätigkeit, im Gegenteil, wir sollen tätig und unterwegs sein, weil auch Gott unterwegs bleibt, ein Deus viator, der «alles in allem» werden will.
Kurt Marti, Bern

Gotteserfahrung?

Unter diese Titelfrage hat der Berner Pfarrer Kurt Marti – als Dichter und Schriftsteller unseren Lesern längst bekannt¹ – die obigen Texte gestellt. Für ihn sind es schlicht «Einige Notizen», was an die Rubrik erinnert, die er seit 1964 regelmäßig in der von seinem Freund Klaus Bäumlin redigierten Zeitschrift «Reformatio» versieht: «Notizen und Details». Glossiert er dort auf immer wieder überraschende, bewußt persönliche Art bald Alltagserfahrungen, bald öffentliche Geschehnisse, bald das eine oder andere Buch, so haben wir es hier eher mit aphorismenhaften Thesen zu tun, in denen das «Ich» zurücktritt.

Aber der soeben erschienene kleine Band², in dem sich diese «Notizen» finden, enthält neben spezifischen «theologischen» Beiträgen auch den sehr persönlich gefärbten Aufsatz «Der Traum vom Frieden», der die selber erfahrene Beziehung zwischen «Schlaftraum» und «Wachtraum» reflektiert. Ja, im Vorwort, wo es um das Anliegen der ganzen Aufsatzsammlung geht, «fatalen Zerrbildern von Gott» entgegenzutreten, womit sogleich auch die Frage nach deren Wirkungszusammenhang mit dem «weltumspannenden Irrenhaus» (E. Fromm) aufbricht, betont Marti: «Mein Interesse in dieser Sache ist ungeduldiger, auch egoistischer. Mich drängt es die eigenen Gottesvorstellungen und Lebenseinstellungen kritisch zu befragen.» Und er fährt fort: «Gerade in der Gottesbeziehung verknäueln sich in uns ja vertrackteste Widersprüche mit Illusionen, heimliche Selbstvorwürfe mit Selbstrechtfertigungen. Wer möchte behaupten, aus sich selber und aus seinem Glauben endgültig klug geworden zu sein? Gut nur, daß Gott größer ist als unser Herz und alles erkennt» (1. Johannes 3, 20).»

Der Glaube an den «größeren Gott» motiviert Marti zum «*Widerspruch für Gott und Menschen*» (Titelaufsatz). Er meint damit vor allem einen «kreativen Widerspruch gegen die Versuchungen eines resigniert und tatenlos abwartenden Fatalismus» (8). In diesem Zusammenhang geht es um ein dezidiertes Weggehen von der Allmachtsvorstellung: «Der Gott der Bibel ist nicht Allmacht; er ist ... (dialogisches Mysterium)» (77). Diese K. H. Miskotte entlehnte Formulierung erhält eine von Hölderlin inspirierte Verdeutschung und Weiterführung: «Weil er Gespräch ist mit uns, sind wir eingeladen, Gespräch zu werden mit ihm» (9). In diese Richtung weisen ausdrücklich mehrere Beiträge über Gottesnamen und Gottesbilder, besonders «Der Gott, der in allen mächtig werden will» (91ff.). Immer wieder kämpft Marti gegen jede Form von Entmündigungsvorstellung, die sich etwa an den paulinischen Zielsatz «Gott alles in allem» hängen könnte: «Gerade von Pfingsten, also vom Anfang der «letzten Tage» her, müßte der große Satz ... anders interpretiert werden» (71).

Die Nennung von Pfingsten, Heiliger Geist, Dreifaltigkeit zeigt aber zugleich, wie Marti – übrigens seit seinen frühen Predigtzyklen («Das Markusevangelium» 1967 usw.) – Begriffe aus der Tradition aufgreift, sich ihnen stellt und neue Durchblicke eröffnet. Von Gott her gibt es für ihn nur eine Wirklichkeit (u. a. inkl. Politik), und Liebe/Agape/Dreifaltigkeit bedeutet ihm den Widerstand Gottes gegen alles Zerstörerische und Chaotische in der Welt.
L. K.

¹ Vgl. Orientierung 1975, 178ff. («Die Riesin»); 1976, 131f. (Lyrik); 1980, 249/253 ff. (Abendland/Zärtlichkeit + Schmerz/Grenzverkehr).

² Kurt Marti, Widerspruch für Gott und Menschen. Aufsätze und Notizen. F. H. Kerle, Freiburg/Heidelberg 1982. 124 S., DM/Fr. 16.80.

PAULO FREIRE – AFRIKANISCH

Ich bin Ostafrikaner, 1939 in Mosambik geboren und von meiner Herkunft ein Mischling: ein Großvater war Inder, der andere war Schweizer, und die beiden Großmütter waren eingeborene Schwarze.

Mosambik war damals noch portugiesische Kolonie. Meine Erzieher waren katholische Missionare. Sie arbeiteten innerhalb kirchlicher Institutionen, die bis zur Mitte der 70er Jahre mit dem Kolonialregime verflochten waren. Aus verschiedenen Gründen und Umständen habe ich mein Leben bisher je zur Hälfte in Afrika und in Westeuropa – in Portugal, Italien und Westdeutschland – verbracht. Seit 25 Jahren pendle ich so zwischen Westeuropa und Afrika. Ich bin ein «Pilger» geworden ...

Ich arbeite als Priester in Ostafrika wie in Westeuropa. Ich bin in Peramiho/Tanzania und in Paderborn Lehrer der Theologie. Meine Tätigkeit bzw. ihr Rahmen umfaßt Predigten, eucharistische Gottesdienste und Bußfeiern; ferner leite ich Seminare und halte Vorlesungen im Fachbereich Katholische Theologie. Bei all diesen Aktivitäten versuche ich, auf Gemeinsamkeiten zwischen den Menschen hinzuweisen.

Der Traum von der Gemeinschaft mit den Toten

Mein Traum ist: im Kampf zur *Abtragung von Feindbildern* in der Erziehung Mitarbeiter aus Afrika, Europa und andern Weltgegenden zu finden. Ich träume von einer Welt als heilige Gemeinschaft, die von dem heiligen Geist des Vaters und seines ewigen Sohnes getragen wird: von einer Gemeinschaft, die in sich selbst Gott so widerspiegelt, daß alle ihre Mitglieder die für sie notwendige Verbindung mit den Toten wieder erhalten. Ich bin überzeugt: Tote können lebendig gesehen, gehört, gerochen, gespürt und getastet werden. Mein Traum ist: eines Tages wird diese heilige Gemeinschaft, die Toten, von denen viele durch menschliches böses Handeln vernichtet worden sind, lebendig sehen. In *dieser* Gemeinschaft werden *diese* Toten die Wahrheit über die Geschichte aussprechen: das sind die Toten von Auschwitz, von Chile, von Dachau, von El Salvador, von Kampuchea, von Sibirien, von Wiriyamu (Mosambik).

In meinem Leben habe ich aber auch etwas anderes erlebt, gesehen und gehört, was ich nicht vergessen will und was ich allen, denen ich begegne, erzählen muß. Ich habe von 1973 bis 1975 mit Partisanen gelebt, die in der Befreiungsfront Frelimo (Mosambik) einen Guerilla-Krieg gegen das portugiesische Kolonialregime geführt haben. Ich habe mit diesen Partisanen im Exil im Nachbarland Tanzania gelebt. Diese zwei Jahre in diesem Land haben mich geprägt. Ich kam zu einer Sicht der Welt, der christlichen Religion und der internationalen Politik, die mir das Leben besonders in Mitteleuropa schwer macht. Aber es gibt heute noch göttliche Wunder! Denn gerade seit dieser tanzanischen Zeit bin ich nicht mehr zu erpressen: weder Tod, noch Hunger, noch Arbeitslosigkeit, noch Schmähung können mich zum Schweigen meiner hier gewonnenen Überzeugungen bringen. Nämlich: Die Hirten in den Kirchen (der Papst, die Bischöfe, die Priester, die Pastoren), die Lehrer in diesen Kirchen (Theologieprofessoren, Religionslehrer, Katecheten), die Angehörigen von Missionsinstituten, von Ordensgemeinschaften und die Christen allgemein werden in der Verkündigung des Evangeliums unglaubwürdig: wenn sie nur das für gut halten und für gut erklären, was ihren kurzfristigen, vor allem partikulären Interessen dient. Verdecken die Christen also die Wahrheit aus politischen Rücksichten oder um ökonomischen Vorteils und religiös-kultureller «Bequemlichkeit» willen, so leisten sie dem Evangelium einen schlechten Dienst. Sie werden besonders unglaubwürdig, wenn sie Wahres und Gutes verschweigen oder sogar als Lüge und für böse erklären, nur weil Nichtchristen dieses Wahre und dieses Gute unterstützen.

Wenn zum Beispiel Marxisten oder Mitglieder kommunisti-

scher Parteien im südlichen Afrika dem Kampf gegen Kolonialismus und Rassismus ihre Unterstützung leihen, so dürfen Christen diesen Kampf nicht deshalb schlecht nennen, weil Kommunisten daran beteiligt sind, und sie dürfen Rassismus nicht hinnehmen, nur weil die ihn vertretenden Faschisten sich mit ihren Lippen als Christen bekennen. So sagte ja auch der tanzanische Präsident, *Julius K. Nyerere*, in einem Vortrag vor katholischen Nonnen 1970 in den Vereinigten Staaten von Amerika, daß die Menschen, denen es um die Wahrheit geht, den Kampf um die Unabhängigkeit Afrikas nicht für etwas Schlechtes erklären dürfen, nur weil auch Kommunisten darin die Afrikaner unterstützen.

Aufgrund dieser meiner Einstellung wurde ich manchmal als Neomarxist gescholten. Deswegen war meine Arbeit im mitteleuropäischen Raum als Priester und Lehrer der Theologie nicht leicht. Doch der Verdacht auf Neomarxismus war nicht die einzige Ursache von Schwierigkeiten. Es gibt noch einen anderen Grund: In Westeuropa, ebenso im Osten, empfinden es Menschen, die an der Spitze von öffentlichen Institutionen stehen, wie auch Menschen im privaten Bereich als unzumutbar, daß ein Farbiger aus Ostafrika vor Bischöfen, Priestern, Theologieprofessoren, aber auch vor Laien, die hauptamtlich in der Kirche arbeiten, den Mund aufmacht und seine Überzeugung vertritt. Im übrigen ist es für viele etwas Anstößiges, wenn ein Farbiger einem weißen Westeuropäer mit großer Kultur, dessen Vorfahren die christliche Religion nach Afrika gebracht haben, Rat und Hilfe in religiösen Angelegenheiten gibt. Kann ein Farbiger überhaupt einem Europäer helfen?

Paulo Freires afrikanische Erfahrungen

Die vorstehend geschilderten eigenen Erfahrungen sind mir schärfer bewußt geworden bei der Lektüre des Buches *Der Lehrer ist Politiker und Künstler* von Paulo Freire. Vor allem waren es jene Abschnitte in dieser neuen Veröffentlichung, in denen Freire über seine Erlebnisse in Afrika, zumal in São Tomé/Principe und in Guinea-Bissau spricht (vgl. S. 151–202).¹

Als Brasilianer hat Freire ein gewisses Schuldgefühl, weil viele afrikanische Sklaven vor gut 450 Jahren nach Brasilien verschleppt wurden. Er möchte, daß sein Land mit dieser Vergangenheit ins Reine kommt (162). Meiner Meinung nach müßten solche Schuldgefühle und der Wille, ihre von Ausbeutung geprägte Geschichte aufzuarbeiten, auch bei europäischen Pädagogen zu finden sein: bei Pädagogen, die für eine tatsächlich befreiende Bildungsarbeit eintreten wollen. Ich wünschte mir, daß es solche Pädagogen besonders in England und Frankreich, in den Niederlanden, in Belgien und Deutschland, aber auch in den Vereinigten Staaten von Amerika gäbe. Die hier erwähnten Länder waren die Zentren von Ausbeutung: ihre Basis waren Sklavenarbeit, Feudalherrschaft und der kapitalistische Welthandel. In diesen Ländern sitzen noch heute die Klassen, die aus den gegenwärtigen Formen des industriellen Neokapitalismus und Neokolonialismus ihren Profit schlagen. Die Portugiesen, die in Afrika ihr Kolonialregime bis Mitte der 70er Jahre aufrechterhielten, waren nicht die realen Kolonialherren. Vielmehr waren diese Portugiesen die arm gewordenen Vasallen (sozusagen: die Lehensleute) der Klassen, die in den oben genannten Ländern immer noch dominieren.

Die Überwindung von Denkformen, welche die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen legitimieren, betrifft als Aufgabe und Problem besonders die westlichen Institutionen, welche Funktionäre auf die Tätigkeit in Kirchen, in profan-privaten und staatlichen Körperschaften vorbereiten.

¹ Paulo Freire, *Der Lehrer ist Politiker und Künstler*. Neue Texte zu befreiender Bildungsarbeit. Redaktion: Birgit Wingeroth, unter Mitarbeit von Johannes Beck und anderen (Rororo Sachbuch 7446) Reinbek 1981.

Freire hatte Kontakte mit afrikanischen Gesellschaftsformen, die über zehn Jahre einen Guerilla-Krieg geführt haben, um völkerrechtliche Unabhängigkeit von den Kolonialstaaten zu erlangen. Er meint: In den ehemaligen portugiesischen Kolonien gibt es praktisch «keine neue soziale Praxis» (160) für eine befreiende Bildungsarbeit. Was da ist, sind Versuche, «Träume zu verwirklichen. (...) Freilich müssen diese Träume immer wieder getestet werden.» (161) Als Ausdruck des Ersehnten sind sie wirksam und sind für diese Gesellschaften deshalb eine «historische Möglichkeit» (161).

Was Freire hier sagt, gilt für ganz Afrika südlich der Sahara. Hier in Afrika gibt es Träume! Darüber hinaus gibt es nicht viel. Aus diesen Träumen ohne großes industrielles und technologisches Kapital, ohne starke produktive Kapazitäten, ohne perfekte Datenverarbeitung, ohne perfekte Organisation und ohne Dollars – fast bloß aus Träumen – kann ein *Alternativleben* hervorgehen: Ein Leben, das sich im Grunde nicht vom Brot erhält, sondern von etwas, was für bürgerlich-kapitalistische Ideologie keine Gültigkeit hat; ein Leben, das fast ausschließlich von Gott ernährt wird.

Ich wage hier etwas zu prophezeien: Afrika südlich der Sahara wird kaum durchgehend von bürgerlich-kapitalistischer Ideologie beherrscht werden; denn diese Ideologie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie Träume und Visionen ausschließt. Für die bürgerlich-kapitalistische Ideologie sind ja Visionen und Träume, wie es sie in Afrika gibt, im Prinzip kein wertvolles Produkt: man kann damit nicht den Magen füllen (das kann man wohl nur mit Brot) und erst recht nicht zu Kalorien kommen, um das irdische Leben bis durchschnittlich wenigstens zum 65. Lebensjahr oder noch drei Jahrzehnte länger zu erhalten. Visionen und Träume sind demnach wertlos, wenn daraus keine Sparkassen, Banken, Kaufhäuser und schon gar keine Fabriken, keine Nuklearwaffen, keine Hotels und auch keine Krankenhäuser entstehen, wie auch keine Altersheime, um alte Verwandte zu archivieren.

Der Kapitalismus und seine Ideologie können wohl aus religiösen Visionen an Wallfahrtsorten wie in Fatima oder in Lourdes Profit schlagen, denn dort gibt es die Möglichkeit, durch starken Geldwechsel von Touristen, durch Kaufhäuser und durch Hotels Bank- und Handelskapital anzusammeln: Aber solche Werte lassen sich in Afrika kaum akkumulieren. Denn die Träume und Visionen der Menschen hier werden nicht zum Anlaß für Wallfahrten. (Viele Touristen gehen vielmehr auf Safari in die gemütlichen Zonen, wo wilde Tiere aus Distanz zu sehen sind, oder wo man am Strand schön baden kann.)

Pädagogik im Befreiungskampf

Es ist offensichtlich: Paulo Freire zeigt Sympathie für die Menschen der ehemaligen portugiesischen Kolonien. Er zeigt auch seinen Respekt vor den Einheits- und Staatsparteien wie auch für die in ihnen tätigen Funktionäre (164–167, bes. 166). Für diese offene Sympathie muß Freire darauf gefaßt sein, von vielen Kreisen westlicher Pädagogen Mißbilligung zu erfahren. Er wird aber auch Mißbilligung im kirchlichen, im privat-profanan und im staatlichen Bereich finden. Er wird von weiten Kreisen der etablierten Pädagogik der westlichen Welt als inkompetent erklärt werden. Mag Freire dort vor seinen Erfahrungen in Afrika noch salonfähig gewesen sein (45f.); nachdem er seine Sympathie für die Befreiungsbewegungen in den ehemaligen portugiesischen Kolonien so deutlich gezeigt hat, wird er bestimmt nicht mehr als «Wissenschaftler» gelten. Weiter noch: Da Freire die Zeit damit «vergeudet» hat, einige marxistische Begriffe zur Gesellschaftsanalyse auf einfache Weise der Situation der ehemaligen portugiesischen Kolonien entsprechend zu klären (187f.), sage ich mit Sicherheit: Freire hat für die etablierte bürgerliche Pädagogik keine Bedeutung mehr. Diese Pädagogik sieht in Paulo Freire einen Gegner.

Allerdings wird auch im Ostblock der Versuch Freires, die Gesellschaftsanalyse einer konkreten afrikanischen Situation mit marxistischen Begriffen durchzuführen und diese schlicht zu erklären, von seiten der Parteifunktionäre, der Intellektuellen und der Manager nicht

gutgeheißen werden. (Denn im Ostblock wird der Anspruch erhoben, daß nur dort Marx richtig verstanden wird!) Auch in der UdSSR und in anderen Ländern des Ostblocks gibt es mächtige Fraktionen, die in ihrem Verhalten einem bürgerlich-kapitalistischen Lebensstil folgen und ebensolche Theorien – mit Zitaten von Marx, Engels oder Lenin als «sozialistisch» legitimiert – entwickeln.²

Freire selbst ist sich bewußt, daß seine Erfahrungsberichte über Afrika möglicherweise Naivitäten enthalten: «Manchmal ist man so begeistert, daß man zu idealisieren beginnt. Trotz des kritischen Bewußtseins, mit dem ich nach Guinea-Bissau gegangen bin, habe ich in bestimmten Momenten idealisiert. Und das ist auch eine Naivität. (...) Ich habe bisher keine Zeit gehabt, diese Texte (über Afrika) wieder zu lesen, um mir gewisse Passagen, die ich geschrieben habe, auf Naivität anzusehen; aber sie werden mit Sicherheit Naivitäten enthalten.» (44)

Ich vernehme hier in Peramiho (Südwesttanzania) durch das Gehör meiner Einbildungskraft, wie aus der westlichen Welt Gegner einer befreienden Bildungsarbeit sagen: «Begeisterung für eine Sache darf es innerhalb wissenschaftlicher Arbeit, die ja neutral sein muß, nicht geben. Der kühle Verstand allein kann zu einem objektiv-neutralen und daher wissenschaftlichen Ergebnis kommen, das keine Naivitäten beinhaltet.» Ich höre weiter: «Freire zeigt ja Sympathie für die Befreiungsbewegungen in Afrika! Dann ist es offenkundig: sein Anliegen ist nicht mehr ein wissenschaftliches. Begeisterung für bestimmte gesellschaftliche Visionen und für Träume in Afrika, Sympathie für bestimmte Grundsätze von Einheits- und Staatsparteien und für deren Funktionäre (vgl. 116), ja sogar Liebe (vgl. 167) gegenüber solchen Träumen und Visionen der Zukunft einer Gesellschaft – das alles sind keine Voraussetzungen für wissenschaftliche Arbeit ...»

Ich stelle hier folgende Fragen: Besteht in diesem Zusammenhang Wissenschaftlichkeit darin, daß der Pädagoge jede Sympathie für Befreiungsbewegungen ausschaltet und gleichzeitig notwendigerweise ein entschiedener Gegner von Befreiungsbewegungen wird? Ist es nicht so, daß die Antipathie einiger Kreise des Westens auch gegenüber solchen Befreiungsbewegungen, die von der Organisation der Afrikanischen Einheit längst anerkannt sind, aus kolonialen und neokolonialen Interessen stammt und daß sie auch aus dem Bündnis dieser Kreise zum weißen Rassismus in der Republik Südafrika wächst?

Darf man sagen: Sympathie für afrikanische Befreiungsversuche gefährde die Wissenschaftlichkeit des Pädagogen, während offene oder geheime Sympathie für koloniale und weiß-rassistische Interessen oder sogar das Bündnis mit ihnen die Existenz einer neutralen Wissenschaft garantieren soll? Mir wird aus diesen Fragen klar, daß es eine neutrale Wissenschaft nicht gibt. Damit bin ich derselben Meinung wie Freire (vgl. 70f.).

Daher ist es viel besser, offen zu sagen, mit welcher Begeisterung und mit welcher Vorliebe man eine bestimmte Bildungsarbeit unternimmt: Mancher Pädagoge, der neutrale Wissenschaft zu betreiben behauptet, würde viel besser seinen Mut darin beweisen, daß er offen sagt, für wen er tatsächlich und mit welchen soziopolitischen Interessen er seine Wissenschaft treibt.

Trotz Einheitsparteien kein totaler Staat

Freire vertuscht seine Sorgen in bezug auf die politische Situation in den ehemaligen portugiesischen Kolonien nicht. Bei aller Sympathie für die Einheits- und Staatsparteien in der konkret gegebenen Situation – diese politischen Organisationen haben die Aufgabe, «die im Befreiungskampf gewonnenen Erfah-

² Dies stellt Charles Bettelheim in seiner Untersuchung über die Klassenkämpfe in der Sowjetunion seit der Oktober-Revolution von 1917 fest: Charles Bettelheim, *Les luttes des classes en URSS: Ire période 1917–1923*. Paris 1974. Bettelheim kritisiert hier die bürgerlichen Fraktionen eines sozialistischen Landes in seiner Eigenschaft als marxistischer Wissenschaftler.

rungen» wach zu halten – verschweigt Freire ein Problem nicht: «Der Staat soll demystifiziert, seine Rolle den Menschen verständlich werden. Das Dreieck von Regierung, Partei und Volk soll in seiner Dynamik, in seiner Beziehungsstruktur untersucht werden.» (167)

Dieses Anliegen wird bestimmt zu konkretisieren sein. Denn hier im subsaharischen Afrika gibt es soziale Strukturen, die kaum vollständig von Staatsorganen kontrolliert werden können. Die in diesen Gebieten bestehenden kommunalen Strukturen, die ihre Stammestradiationen hartnäckig bewahren, sind für die modernen Staatsapparate eine Herausforderung. Die in diesen Gesellschaftsformationen lebenden Menschen setzen in die Funktionäre, den Präsidenten oder Ministerpräsidenten, die Richter oder Generäle der modernen Staatsapparate kein blindes Vertrauen. Diese Menschen glauben eher an die eigenen Urahnern und an das höchste Wesen, nämlich Gott.

Aus diesem Grund ist der Glaube an staatliche Einrichtungen und an ihre Funktionäre, so wie er sich z. B. in den verschiedenen Formen des europäischen Faschismus zeigte, wo Bevölkerungen in Massen ihre Führer anbeteten, nicht so leicht möglich. Das kann nur dort leicht geschehen, wo es keine kommunale Struktur mehr an der Basis gibt, und wo vor allem die Religion und der Glaube an den transzendenten Gott zu einer bloß privaten Sache degradiert worden sind, die somit nicht mehr eine bedeutende Voraussetzung für soziale Entscheidungen ist.³ Für die in der Mehrheit in stammes-kommunalen Strukturen

³ Die Begeisterung für Faschismen in Ländern mit langer christlicher Tradition rührt unter anderem von der Tatsache, daß es den Volkskirchen nicht gelungen ist, ihren Mitgliedern den Glauben an Gott als Prinzip einer *sozialen Moral* zu vermitteln und diesen Glauben innerhalb ihrer Strukturen zu konkretisieren. Im Gegenteil nahmen die Funktionäre der kirchlichen Institutionen gerne die bürgerliche Position ein, wonach die Religion und Gott nur für eine private Moral gut sind.

lebenden Afrikaner ist der moderne Staat letztlich eine «Unterdrückungsmaschine», die es den herrschenden Klassen, d. h. den Großgrundbesitzern, Händlern und Funktionären des Internationalen Handels- und Industriekapitals erlaubt, ihre Macht zu ihrem Vorteil auszuüben. Der Staat ist für sie ein leider manchmal «notwendiges Übel», das für eine «gewisse Ordnung» in Kauf genommen werden kann. Dennoch ist die Existenz des modernen Staates für sie – auch der Apparat der nach der Unabhängigkeit entstandenen Einheits- und Staatsparteien – ein Zeichen dafür, daß es in ihrer Gesellschaft immer noch keine reale Gerechtigkeit gibt. Das wissen besonders die Afrikaner, die nie an der Universität studiert haben. Das wissen sie! Trotzdem zeigen sie Respekt vor der politischen Autorität. Aber sie schenken ihr keinen Glauben!

Wir haben den gleichen Glauben

Ich bin Christ, katholischer Priester und Lehrer der Theologie. Das Buch Jesu Christi ist für mich das leenswerteste Buch. Die kirchlich-sakramentale Gemeinschaft signalisiert nach meiner Überzeugung die Heilsgemeinschaft, nach der sich alle Menschen sehnen. Das sakramentale Leben der Kirche kann Christen dahin führen, so zu leben, daß sie die Gegenwart Gottes in Gestalt seines ewigen Sohnes, Jesu Christi, seine Gerechtigkeit aus dem Heiligen Geist und seinen Sieg über den Teufel als dem verkörperten Bösen zeigen (vgl. Joh 16, 1–14 bes. 8–11). Auch Paulo Freire hat diesen Glauben. Er hat sich dafür entschieden, das Evangelium Jesu Christi zu leben. Da er glaubt, daß Jesus Christus gekommen ist, um die Elenden zu erlösen, will Freire das Evangelium immer in Beziehung zu den konkreten Notleidenden lesen (118). Mit dieser Voraussetzung ist er den Menschen in den ehemaligen portugiesischen Kolonien begegnet, die durch ihre «Träume» (161) eine neue Lebensform suchen.

Felipe J. Couto, Peramiho (Tanzania)

Präsident Reagan und die katholischen US-Bischöfe

Das erste Jahr der Reagan-Administration hat in den Vereinigten Staaten manche Überraschungen gebracht. Für Beobachter der amerikanischen katholischen Kirchenszene war eine der bedeutsamsten Überraschungen die Reaktion römisch-katholischer Bischöfe dieses Landes auf die offizielle Politik des neuen Präsidenten. Bei Amtsantritt von manchen Bischöfen begrüßt, wird Reagan jetzt von einer wachsenden Zahl von ihnen wegen der eingeschlagenen Richtung scharf kritisiert.

Die Wahl von Ronald Reagan im November 1980 signalisierte eine landesweite Wende zu mehr konservativer Politik. Viele liberale Senatoren und Kongreßabgeordnete wurden aus dem Kongreß weggewählt, und die leicht progressive Tendenz der Carter-Administration betrachtete man als vom amerikanischen Wählerpublikum verschmäht. Als Präsident Reagan im Januar 1981 sein Amt antrat, schien es sicher, daß er für eine große Zahl – möglicherweise eine Mehrheit – der römisch-katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten der bevorzugte Politiker war. Wenn nicht öffentlich, so doch privat, waren diese Bischöfe beglückt durch die Tatsache, daß einer ins Weiße Haus einzog, der zwei von der Hierarchie sehr erwünschte Dinge versprochen hatte, nämlich Bundeshilfe für kirchliche Privatschulen und ein Abtreibungsverbot in die Verfassung. Beide Anliegen haben in den letzten Jahren eine hitzige öffentliche Debatte ausgelöst. Führende Persönlichkeiten der römisch-katholischen Kirche haben zu diesen Themen eine feste Stellung bezogen und boten Schützenhilfe für jene Politiker, die mit dieser ihrer Einstellung übereinstimmen.

In den Vereinigten Staaten gibt es ein doppeltes Schulsystem: öffentliche, mit Steuergeldern finanzierte und private, von Schulgeldern und freiwilligen Spenden getragene Schulen. Die Mehrzahl der privaten Elementar- und Sekundarschulen sind

kirchenbezogen und die meisten von ihnen sind Pfarreischulen, die von lokalen Diözesen und Pfarreien unterstützt werden. Eine sehr strikte Auslegung der Bundesverfassung bezüglich Trennung von Kirche und Staat (First Amendment) bedeutete bislang, daß praktisch keine öffentlichen Gelder in kirchliche Schulen geflossen sind. Verschiedene Pläne zu direkter Hilfe an Schüler in diesen Schulen oder indirekter Hilfe an die Institutionen selber sind von den Verfechtern des öffentlichen Schulsystems heftig bekämpft worden. Aber während seiner Wahlkampagne deutete Kandidat Reagan an, daß er für irgend eine Form von Bundeshilfe an Privatschulen einen Vorstoß machen würde.

Seitdem der Oberste Gerichtshof mit seinem Entscheid die Abtreibung in den Vereinigten Staaten legalisierte – er erklärte die meisten Gesetze, welche Abtreibung verbieten, als verfassungswidrig –, war das umstrittenste politische Thema die Position der Regierung zur Abtreibungsfrage. Zahlreiche Anstrengungen sind gemacht worden, die Entscheidung des Gerichtshofes rückgängig zu machen und der wachsenden Zahl der in diesem Land jährlich durchgeführten Abtreibungen Einhalt zu gebieten. Die politische Tätigkeit verlegte sich vorwiegend auf die Marschroute einer Verfassungsänderung, entweder durch ein ausdrückliches Abtreibungsverbot oder durch Kompetenzabtretung, wonach die einzelnen Staaten die Sache selber regeln können. Präsident Reagan hat seine persönliche Opposition gegen Abtreibung zum Ausdruck gebracht und sich während des Wahlkampfes verpflichtet, sich für eine Verfassungsänderung einzusetzen.

Tatsächlich hat Reagan während seines ersten Amtsjahres keine konkreten Vorschläge für eine Unterstützung der Pfarreischulen und für eine neue Abtreibungsgesetzgebung gemacht.

Seine politischen Energien galten fast ausschließlich seinem Wirtschaftsprogramm. Doch selbst wenn sich dies ändern sollte und er sich auf das konservative Sozialprogramm (das die beiden Anliegen der Bischöfe einschließt) besinnen würde, wäre es zweifelhaft, ob er jetzt noch für sein Gesamtprogramm die Zustimmung der katholischen Hierarchie der Vereinigten Staaten gewinnen könnte. Ihre Kritik an der Grundausrichtung der Sozial-, Verteidigungs- und Außenpolitik der Administration ist so stark geworden, daß eine Kehrtwende bei den Bischöfen unwahrscheinlich ist. Diese Kritik, die in heftigem Tadel und in scharfen Analysen von einzelnen Bischöfen, von der gesamten Bischofskonferenz und von deren amtlichen Stellen geäußert wurde, lohnt, im Detail geprüft zu werden.

Sozialpolitik – als ungerecht kritisiert

Die Vereinigten Staaten wie auch andere Industrieländer haben eine ernsthafte wirtschaftliche Krise, die durch hohe Inflation, hohe Arbeitslosigkeit und hohe Zinsen gekennzeichnet ist, durchzustehen. Präsident Reagans Lösungsversuch dieser wirtschaftlichen Krise ist ein doppelter. Durch eine «angebotsorientierte» Wirtschaftspolitik hofft er, die Wirtschaft mittels Steuerermäßigungen, die hauptsächlich den Reichen zugute kommen, anzuregen. Durch eine Reihe größerer Kürzungen von Regierungsprogrammen auf Bundesebene eliminiert er Sozialbeihilfen zugunsten der Armen und Fast-Armen. Er verlangt, daß Staats- und Lokalregierungen und der private Wohltätigkeitssektor für diese Kürzungen einspringen. Die Spitzen der katholischen Hierarchie waren schnell zur Stelle, um auf den ungerechten Charakter dieser Politik hinzuweisen. Oft werden in den Erklärungen kritischer Amtsträger der Kirche die starken Worte, die Papst Johannes Paul II. letztes Jahr in Tokio sagte, wiederholt: «Die gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ... dürfen nicht ein Vorwand werden, der Versuchung zu verfallen, die Armen für die Lösung der Probleme der Reichen bezahlen zu lassen.» Erzbischof *Joseph Bernardin* von Cincinnati, der frühere Präsident der Bischofskonferenz, betonte im letzten Dezember, daß «wir alles tun müssen, was wir können, um sicherzustellen, daß die ganze Härte unserer Berichtigungen in der Sozial- und Fiskalpolitik nicht ungerecht auf jene fällt, die am wenigsten sich selber helfen können». Daß die Reagan-Politik tatsächlich die Armen diskriminiert, behauptet das Sozialdepartement der Bischofskonferenz in seiner offiziellen Erklärung zum «Labor Day» im letzten September: Die kombinierten Steuer- und Budgetkürzungen «bilden eine der größten Neuverteilungen von Reichtum und Einkommen in Amerikas Geschichte. Diese Verschiebung der Ressourcen von Familien mit niedrigem und bescheidenem Einkommen zu den Reichen ist fast beispiellos in ihrem Ausmaß und in der Härte ihrer Auswirkung». Die Erklärung macht klar, daß die Budgetkürzungen am stärksten die Armen treffen, indem sie Millionen von Familien benachteiligen, welche für Grundbedürfnisse wie Nahrung, Lebensmittelgutscheine, soziale Sicher-

heit, Wohnung, Gesundheitsdienst, Rechtsdienste und Beschäftigungsprogramme auf Hilfe angewiesen sind. Auf der andern Seite werden die Steuerkürzungen schwer in die Waagschale zugunsten der Reichen geworfen. Eine ganze Hälfte der Kürzungen kommt der Geschäftswelt und den reichsten sechs Prozent der Bevölkerung (jene, die jährlich mehr als 50000 Dollar verdienen) zugute. So wie die Dinge laufen, etabliert sich, gemäß der Erklärung des Sozialdepartements, «eine Regierung, die ein Protektor der Reichen und ein Produzent immer größerer Ungleichheit ist – eine Regierung der Reichen für die Reichen».

Private freiwillige Gruppen und Wohltätigkeitsorganisationen sind einfach nicht in der Lage, die Kürzung der Hilfsprogramme für die Armen wettzumachen. Erzbischof *Edmund Szoka* von Detroit, wo sich die Arbeitslosigkeit zwischen 15 und 20 Prozent bewegt, sagte kürzlich vor einem Kongreßausschuß, daß die Kirche in seinem Gebiet ihr Bestes versuche, um den Familien, die von der Bundeshilfe abgeschnitten worden sind, beizustehen. Er warnte aber: «Dies sind Fragen der sozialen Gerechtigkeit. Die Regierung kann nicht einfach sagen «Wir werden den Privatsektor die Sorge für die Armen übernehmen lassen.» In direkter Konfrontation zu Präsident Reagans Philosophie fügte er hinzu, daß die Kirche tun werde, was sie könne, sie werde aber auch die Rolle der Bundesregierung hervorheben, welche «auf diesem Gebiet die letzte Verantwortung» habe.

In einem öffentlichen, namens der Bischöfe vor einem Kongreßausschuß abgegebenen Zeugnis betonte Bischof *Joseph Sullivan* von Brooklyn, daß die Kirchen mit ihren karitativen Anstrengungen für die Armen nicht «die Schalldämpfer der grausamen, von einer teilnahmslosen Regierung auferlegten Ungerechtigkeiten sein dürfen». Indem er vom «radikalen wirtschaftlichen Experiment, auf welches sich die Administration eingelassen hat» sprach, mahnte er zu Vorsicht: «Solche Politik droht unsere Nation tief zu spalten, das eigentliche Gefüge unserer Gesellschaft zu zerreißen, uns weniger empfindsam für menschliche Nöte zu machen.»

Nicht nur die Bischöfe haben gegen Reagans Sozialbudgetpolitik gesprochen. Eine der schärfsten Kritiken wurde von vierzehn christlichen und jüdischen Führern, einschließlich Erzbischof *William Borders* von Baltimore, geäußert. In einem unverblühten Brief vom letzten Dezember an den Präsidenten erklärten diese religiösen Führer: «Wir bedauern Ihre Budgetprogramme, weil sie unsere Regierung von ihrer Rolle, die wirtschaftlichen und sozialen Rechte des ganzen Volkes zu schützen, abbringen.»

Gefährliche Verteidigungspolitik

Die Reagan-Administration hat massive Budgetkürzungen in jedem Bereich der Bundesausgaben gemacht, nur nicht in jenem der *Verteidigung*. Hier ist die Höhe der angewachsenen Ausgaben wahrlich schwindelerregend. Neue und extrem teure Waffen sollen entwickelt werden – MX-Raketen, Neutronenbomben, B-1-Bomber usw. Die Administration schlägt vor, für die nächsten fünf Jahre eineinhalb Billionen Dollar (also 1500 Milliarden) auszugeben. (Die Größe der Summe kann man wenigstens teilweise erfassen, wenn man bedenkt, daß, angenommen ich hätte bei der Geburt Jesu vor zweitausend Jahren begonnen, täglich, an jedem Tag des Jahres, eine Million Dollar auszugeben, ich bis heute erst die Hälfte dieses Betrags ausgegeben hätte!) Daß diese Verteidigungsausgaben unmittelbar zu Lasten der Armen gehen, hat der gegenwärtige Präsident der nationalen Bischofskonferenz, Erzbischof *John Roach* von Minneapolis, deutlich hervorgehoben. In einer Ansprache vor der Novemberversammlung der Konferenz sagte Roach: «In der Vergangenheit wurde in den Vereinigten Staaten vorausgesetzt, daß wir für die Verteidigung ausgeben können, was immer wir entscheiden, und immer noch eine mitmenschliche Gesellschaft sein können. Diese Annahme wird heute durch Tat-

Sonntag, 8. Aug. (18.00) – Samstag, 14. Aug. (14.00)

Wie finde ich meinen Weg?

Exerzitien für Jugendliche (18–30 Jahre)
mit Hubert Holzer SJ

Anmeldung: schriftlich oder telefonisch

NOTRE-DAME DE LA ROUTE

21, chemin des Eaux-Vives

CH-1752 Villars-sur-Glâne/Fribourg

Telefon (037) 240221

sachen widerlegt: was für Kanonen ausgegeben wird, reduziert direkt die für bessere Fürsorge und höhere Lebensqualität der Geringsten unter uns verfügbaren Mittel.» Die religiösen Führer in Baltimore sagten unverhohlen: «Wir verurteilen eine Verteidigungspolitik, welche das Elend zu Hause fördert.»

Die katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten kritisieren jedoch nicht bloß die Auswirkung der Verteidigungspolitik auf die Armen. Eine wachsende Zahl von Bischöfen äußert sich viel grundsätzlicher und in direkter Opposition gegen die engagierte Verteidigungspolitik des Präsidenten, welche auf nuklearer Abschreckung gründet. Eines der gewiß überraschendsten Phänomene auf dem religiösen Schauplatz der Vereinigten Staaten im letzten Jahre war die «Radikalisierung» prominenter Bischöfe im Lande. Schon vor einigen Jahren erhob Kardinal *John Krol* von Philadelphia ernste moralische Einwände gegen die amerikanische Politik des Rüstungswettlaufs, indem er besonders die Logik des Abschreckungsargumentes in Frage stellte. Aber die Herausforderung Reagans seitens vieler Bischöfe ist in den letzten Monaten noch spezifischer und direkter geworden. Fast 60 US-Bischöfe haben sich übrigens der internationalen katholischen Friedensbewegung Pax Christi angeschlossen, während es vor ein paar Jahren noch keine fünf waren.

Eine der schärfsten abweichenden Meinungsäußerungen zu Reagans Verteidigungspolitik des Wettrüstens kam im letzten Frühjahr von Erzbischof *Raymond Hunthausen* von Seattle (vgl. «Orientierung» 1982, Nr. 3). Er ging so weit, einen größeren Akt zivilen Ungehorsams anzukündigen, nämlich fünfzig Prozent der Einkommenssteuer zurückzuhalten und andere zu ermutigen, dasselbe in Betracht zu ziehen. Er hat seine Bereitschaft erklärt, dafür ins Gefängnis zu gehen.

Daß ein wichtiger und geachteter Erzbischof in einer führenden amerikanischen Stadt in seiner Kritik an der Verteidigungspolitik der Regierung so weit geht, ist aufsehenerregend. Aber ebenso überraschend war das Crescendo von Erklärungen, welche in den letzten Monaten von andern führenden Persönlichkeiten der Hierarchie kamen. Ein früherer Präsident der Bischofskonferenz, Erzbischof *John Quinn* von San Francisco, rief im letzten Oktober zur Unterstützung einer Einfrierungskampagne der Nuklearwaffen auf, wonach jede weitere Entwicklung oder Installation von Atomwaffen durch die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion gestoppt werden sollte: Unterdessen haben 133 US-Bischöfe eine entsprechende Erklärung unterzeichnet (vgl. National Catholic Reporter 30.4.82). Bischof *Leroy Matthiesen* von Amarillo, Texas (wo alle nuklearen Sprengköpfe endgefertigt werden), hat «alle Personen, die bei der Produktion und Lagerung von Atombomben beschäftigt sind» dringend gebeten, «zu überlegen, was sie da tun, diese Aktivitäten aufzugeben und in friedlichen Beschäftigungen Anstellung zu suchen».

Als Präsident Reagan im August entschied, mit der Entwicklung der Neutronenbombe weiterzufahren, stellte Erzbischof Roach in seiner Eigenschaft als Präsident der nationalen Bischofskonferenz sofort die moralische Berechtigung einer solchen Entscheidung in Frage. Bischof *Roger Mahoney* von Stockton (Kalifornien) kritisierte in einer Erklärung im Januar die Redeweise der Regierungsbeamten (wie Verteidigungssekretär *Caspar Weinberger*) von der Möglichkeit «begrenzter» und «gewinnbarer» Atomkriege als «verrückt» (foolish) und «un-klug».

Gemäß ihrem Zeitplan werden die katholischen Bischöfe der Vereinigten Staaten im nächsten November einen nationalen Hirtenbrief über die Fragen von Krieg und Frieden veröffentlichen. Der Text wird sich, dafür gibt es derzeit Anzeichen, vermutlich primär auf das sittliche Problem des Atomkrieges und die Frage der Abschreckung konzentrieren. In seinem Bericht über den Stand der Arbeit an diesem Hirtenbrief vor der versammelten Bischofskonferenz im letzten November deutete Erzbischof Bernardin eine fundamentale Meinungsverschie-

denheit mit der Reagan-Administration an, indem er darlegte, mit welcher Perspektive die Kirche die Frage des Atomkrieges angehen sollte: «Wir müssen überzeugt sein, daß gewisse Aktionen nie unternommen werden dürfen, nicht einmal zum Überleben; daß das Argument, wonach wir, weil unsere Gegner etwas in Betracht ziehen, vorbereitet sein müssen, es auch zu tun, daß dieses Argument an eine Grenze kommt.»

Eine allgemeine Übereinstimmung in Sachen Verteidigungspolitik gibt es allerdings unter den US-Bischöfen natürlich nicht. Eine prominente Stimme, die von der Berechtigung nuklearer Abschreckung gesprochen hat, ist jene von Kardinal *Terrence Cooke* von New York. Er ist der Oberhirte für alle Militärkapläne in den Vereinigten Staaten. In einer Erklärung vom Dezember betonte er die Gefahren des nuklearen Wettrüstens, warnte aber davor, einer Nation das Recht abzusprechen, sich selbst zu verteidigen, und wäre es mit Atomwaffen.

US-Außenpolitik in Zentralamerika

Einen Monat bevor Präsident Reagan sein Amt antrat, wurden in El Salvador vier amerikanische Missionarinnen von Regierungstruppen getötet. Die Empörung in religiösen Kreisen der Vereinigten Staaten war groß, und es erhob sich wiederholt der Ruf nach einer Änderung in der US-Politik gegenüber El Salvador und andern zentralamerikanischen Ländern. Die Carter-Administration hatte das Somoza-Regime bis noch ein paar Wochen vor dem Umsturz durch die sandinistischen Revolutionäre unterstützt. Die Reagan-Administration betonte von Anfang an ihre Abneigung gegen das neue nicaraguanische Regime, sie hat in El Salvador die Duarte-Regierung stark unterstützt, und gegenüber Guatemala, wo sie die Militärdiktatur mit Waffen versorgte, sah sie davon ab, in der Menschenrechtsfrage Druck auszuüben. Auch hier ist die Politik der Administration von US-Bischöfen offen angegriffen worden. Manche dieser Bischöfe haben Missionare in lateinamerikanische Länder gesandt und haben selber Kenntnisse aus erster Hand über das, was im Kampf des Volkes um Gerechtigkeit vorgeht. Erzbischof *James Hickey* von Washington verlangte in seiner Zeugenaussage vor dem Kongreß im letzten Frühling eine Kürzung der Militärhilfe ans Duarte-Regime. Er zitierte die dringende Bitte des ermordeten Erzbischofs von San Salvador, *Oscar Romero*, daß Waffen nicht in die Hände jener Politiker gelegt werden sollen, welche sie gegen ihr eigenes Volk einsetzen.

Im November veröffentlichte die nationale Bischofskonferenz eine eindruckliche Erklärung über Zentralamerika, welche direkt die gegenwärtige Politik der Administration verwarf. Insbesondere unterschied sie sich von der Interpretation des US-Staatsekretärs, General *Alexander Haig*, wonach die Hauptursache der Unruhe in Zentralamerika kommunistische Agitation von außen sei, und nannte es einen Irrtum, den Kampf in den Begriffen des globalen Antagonismus zwischen den USA und der Sowjetunion zu sehen. Wörtlich heißt es in der Erklärung: «Die vorherrschende Herausforderung sind die internen Bedingungen der Armut und die Verweigerung der Grundrechte, die manche dieser Gesellschaften kennzeichneten ... Wir wiederholen, und dies ist hier unser allgemeines Anliegen, daß die Umgangsweise der Vereinigten Staaten mit Zentralamerika auf einem Verständnis dieser internen Realitäten und deren Beeinflussung durch unsere Politik und unser Gebete gründen sollte.» Die Bischöfe appellierten an die Vereinigten Staaten, statt unterdrückerische Regimes mit militärischer «Hardware» zu versorgen, auf den Schutz der Menschenrechte und auf Erfüllung der menschlichen Grundbedürfnisse zu drängen.

Fünf katholische Bischöfe im Staate Michigan schlossen sich einer gemeinsamen Erklärung religiöser Führer anderer Kirchen an, worin gesagt wird: «Wir verurteilen die verkehrte Moral, welche unserer Regierung erlaubt, die wirtschaftliche Hilfe und Weizenverkäufe an die demokratische Regierung von Nicaragua, die den Armen dient, einzustellen, während sie gleich-

zeitig wirtschaftliche und militärische Hilfe an die repressiven Regierungen von El Salvador, Guatemala und Honduras, die die Armen ermorden, schickt.»

Die Position, die von den Bischöfen gegen die Außenpolitik dieser Administration eingenommen wird, wächst aus dem Vertrauen, das sie gewinnt, indem sie auf Stimmen außerhalb dieses Landes hört. «Wir fühlen uns verpflichtet, auf die Stimme der südamerikanischen Kirche zu achten», erklärte kürzlich Bischof *John McCarthy* von Houston. «Und wir spüren, es ist unsere Pflicht, die allgemein bekannte Politik der amerikanischen Regierung herauszufordern, die Streitkräfte ausrüstet, trainiert und führt, die offensichtlich ihr Volk unterdrücken.» Das genannte Vertrauen gibt den Bischöfen die Befähigung, grundsätzliche Unterscheidungen zu machen. So hat Erzbischof *Reinbert Weakland* von Milwaukee gesagt: «Das größte Hindernis ist die Idee, man sei, wenn man nicht für die US-Politik ist, pro-kommunistisch, als ob es nur schwarz und weiß gäbe, keine Mitte. Wir verlangen eine neue, realistische Politik. Wir können zu den Armen stehen, ohne kommunistisch zu sein.»

Schlußfolgerung

Die starke Ablehnung von Reagans Sozial-, Verteidigungs- und Außenpolitik durch die katholischen Bischöfe ist beispiellos in der amerikanischen Geschichte. Kein früherer Präsident ist von den Führern der katholischen Kirche dieses Landes so scharf und konsequent kritisiert worden. Was dies alles natürlich noch eindrücklicher macht, ist die Tatsache, daß man erwartet hatte, dieser konservative republikanische Präsident würde die begeisterte Unterstützung, nicht diese scharfe Ablehnung von seiten der nationalen Hierarchie gewinnen. Einige Lehren können aus der Reaktion der Bischöfe auf Reagans erstes Jahr ge-

zogen werden. Was diese Lehren beinhalten, können wir erst in den kommenden Monaten und Jahren voll erkennen.

Erstens zeigt die Härte der Kritik, daß die Bischöfe den Ernst der Krise, in der sich die Vereinigten Staaten zurzeit daheim und auswärts befinden, erkennen. Reagans Politik wird als ernsthaft krisenverstärkend gesehen.

Zweitens gibt es auf seiten der Kirche eine wachsende Reife, wie sie sich in den Kritiken zeigt. Die Kirchenführer sehen sich nicht mehr genötigt, «super-patriotisch» zu sein und von jeder Kritik an der Regierung Abstand zu nehmen.

Drittens halten sich die Bischöfe selber offen für die Kritik von jenen, die mit ihren Stellungnahmen nicht einverstanden sind. Es hat schon einige harte Angriffe von mehreren konservativen Kolumnisten und einigen Regierungsbeamten in Schlüsselpositionen gegeben.

Viertens werden die Bischöfe in der Erziehung der Laien zu ihren Positionen sehr sorgfältig arbeiten müssen, wollen sie nicht eine Spaltung innerhalb der katholischen Gemeinschaft herbeiführen, was den politischen Einfluß ihrer Kritik schwächen würde.

Wie auch immer, die Reaktion der Bischöfe auf Präsident Reagans erstes Jahr ist eine der größten Überraschungen der jüngsten Geschichte des Katholizismus. Ihre Konsequenzen sind weittragend, nicht nur für die nächsten paar Jahre der Reagan-Administration, nicht nur für künftige Sozial-, Verteidigungs- und Außenpolitik, sondern für alle künftigen Beziehungen der Kirche zur gesellschaftlichen Ordnung in diesem Land.

Peter J. Henriot, Washington

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karl Weber.

Kann Liebe die Jahre nicht überstehen?

«Nun lebe wohl, ich umarme Deinen süßen Leib in Gedanken, dessen Wärme magnetisch anzieht. Süßer Friede und Segen strömt von Dir aus, und ich sauge selig mit allen Sinnen Deine Atmosphäre ein, wenn ich mich an Dich schmiege. Himmlischer, wie bist Du so berauschend, und welche Seligkeit ist in Deinen Armen.» Der Adressat dieses Briefes ist *Jean Paul* (1763–1825), die Schreiberin seine Frau *Karoline*. Sie schrieb ihn nach 17jähriger Ehe, zu derselben Zeit, als eine leidenschaftliche Beziehung des Mannes zu der 25jährigen *Sophie Paulus* die Ehe schwer und nachhaltig belastete. *Jean Paul* war damals 55 Jahre alt. Ein Zeitgenosse, der ihn besuchte, nennt sein Aussehen das «eines wohlhabenden Gastwirts», «feist und kahlscheitelig», mit einem «stattlichen Bierbauch», hebt allerdings auch den «geistreichen und herzlichen Ausdruck» hervor, die hohe und offene Stirn, die Augen voller Humor und Melancholie. – Zurück zu dem Brief seiner Frau, einer handfesten und keineswegs schwärmerischen Berlinerin: Solche Worte sind heute so kaum mehr möglich (oder doch noch?) – aber der Leser freut sich an der Unbefangenheit, mit der sich hier eheliche Liebe äußert und verströmt, die beneidenswerte Einheit von Seelischem und Leiblichem, die auch bezaubernd ist.

Man stelle sich nun vor, wie etwa ein junges Mädchen aus unseren Tagen, das vollsteckt von den heute gängigen Meinungen über die Ehe, eine solche Ehe gleichsam «von außen» ansehen würde. Unmöglich! Denn das weiß man doch, daß die Liebe die Jahre nicht überstehen kann. Bleiben die Verheirateten zusammen (sie täten es besser nicht), so ist das eine trostlose Fortsetzung des Begonnenen, allenfalls durchgehalten im Interesse der Kinder oder aus Angst, sich das Scheitern der Liebe einzugestehen. Daß am Ende die Liebe mit den Jahren auf eine gewisse Weise gar gewachsen sein könnte – dieser Eindruck, den man aus dem obigen Brief gewinnen möchte, paßt einer solchen Beurteilung von außen nicht ins Konzept.

Vielleicht aber muß man den Gedanken doch in Erwägung ziehen, ob nicht aus langjährigem Zusammenleben der Schreiberin eine Weisheit zugewachsen sein könnte, die für den Außenstehenden nicht erreichbar ist. Wir machen heute auf Schritt und Tritt die Beobachtung, daß Ehen, denen wir es nicht zuge-
traut hätten, scheitern, gewissermaßen «schicksalhaft» und so, daß die Betroffenen sich diesem Scheitern hilflos ausgeliefert fühlen. Woran mag das liegen? Ist uns eine innere Einstellung abhanden gekommen, die frühere Zeiten noch hatten, wenn gleich der Zusammenhalt auch äußere, gesellschaftliche Stützung erfuhr?

Wie sah denn diese «frühere Ehe» eigentlich aus? Es ist gut, sie wenigstens kurz zu vergegenwärtigen, um sie als Folie für das Folgende, uns hier thematisch Interessierende, zu benutzen. Aus dem Abstand und daher sehr vereinfacht gesehen (und vereinfachen müssen wir, weil sie ja nur dem Vergleich dienen soll), wurde sie viel stärker durch Gewohnheit und Sitte zusammengehalten; durch Gewohnheit von innen, durch Sitte von außen. Gewohnheit hatte zum soliden Fundament gemeinsame Anstrengung, gemeinsam durchzustandene Leiden – beide hatten früher eine handfestere, greifbarere Gestalt; sie waren geheiligt durch die Religion oder das, was man dafür hielt. Zweifel an der Berechtigung von Gewohnheit und Sitte drangen nur schwer durch. Die «objektiven Mächte» waren noch stark, umgekehrt die Energie des Fragens nach sich selbst, nach dem Sinn seines Tuns, noch schwach und unentwickelt. Eine vitale Zähigkeit kam hinzu, die sich instinktiv das viele Fragen vom Leibe hielt und den Glauben an den Sinn, den man im Augenblick nicht spürte, von vornherein geneigt war festzuhalten – sozusagen auch als Übung in der Zähigkeit des Durchhaltens. Da man sich selbst wenig kannte, erwartete man auch wenig für sich und wußte sich in manches zu schicken; der Seitensprung des Mannes, in geringerem Maße der der Frau, erschütterte

noch nicht das robuste Mauerwerk der Ehe. Die Sensibilität für den «Sinn» des menschlichen Lebens war eben noch wenig entwickelt – weil ja die Sinnfrage kaum die Frage des einzelnen Menschen war, sondern von ehrwürdigen Institutionen, besonders der Kirche, verwaltet wurde.

Sinnverlangen und Liebe

Wir lassen diese Skizze auf sich beruhen und wenden uns unserer eigenen Situation zu. Diese ist bekanntlich gekennzeichnet durch eine allgemeine Unsicherheit, was den «Sinn» des menschlichen Lebens betrifft. Ja, es ist mehr als bloße Unsicherheit – es ist ein dauerndes Enttäuschtwerden, gleichsam ein gekränktes Zurückfahren vor der Welt, wie sie sich auf Schritt und Tritt darbietet in ihrer Nichtübereinstimmung mit unserem Sinnverlangen. «Frustration» ist der moderne Name dafür. Dabei lasse ich dahingestellt, ob dieses Sinnverlangen seinerseits durch eine Abkehr von der Wirklichkeit «überzchtet» ist, so daß es in ihr gar keine Erfüllung finden kann. Die Spitze, die zu fein ausgezogen ist, bricht, und der Drang nach Emanzipation hat eben auch seine Schattenseiten. Dazu wäre vieles zu sagen; die Schwierigkeit ist vor allem, die Situation nach beiden Seiten besonnen zu beurteilen. Denn das Sinnverlangen entstammt zwar nicht der Wirklichkeit und empfängt seine Würde nicht von ihr, aber es muß sich doch in ihr behaupten und ihr gerecht werden. Zieht es sich auf sich zurück und verschließt sich in seine Träume, so ist die Entfremdung perfekt, und so kann man auf die Dauer nicht leben. Jedenfalls dürfte aus all dem klar geworden sein, ein wie empfindliches, bedrohtes, nur mit Weisheit zu handhabendes Instrument dies Sinnverlangen ist. Das ist der Hintergrund, vor dem nun ein letzten Endes ergreifendes und rührendes Geschehen sich abspielt. Denn (natürlich wiederum sehr vereinfacht gesagt) auf der Sinnsuche dauernd abgestoßen, sucht der Mensch nach einem Punkt, wo ihm noch ursprüngliches, unverdinglichtes Leben begegnet, und dieser Punkt ist ihm – der Mensch. Hier nämlich scheint solches Leben wenigstens immer noch möglich zu sein. So fällt ein Schwergewicht auf Liebe, Freundschaft und auch auf Ehe. Durchaus auch auf die letztere – wenngleich dies natürlich in keiner Weise zwangsläufig ist. Aber es liegt ja doch nahe, daß der unverdorbene Mensch sich an denjenigen, in dem er nun einmal mehr sieht als in der übrigen Welt, binden möchte. Es ist ähnlich wie im Gleichnis von der Perle im Evangelium, für die der Finder alles hingibt. Nicht alle bringen es bis zu diesem Ernst – aber das war zu allen Zeiten so.

Es sei mir an dieser Stelle gestattet, in einem scheinbar vom Thema abführenden Gleichnis zu verdeutlichen, was ich meine. Jemand betritt eine Bibliothek. Bücher über Bücher an den Wänden – aber was sollen ihm die? Sie sind ihm alle gleich «unwirklich» – denn «wirklich» ist für uns doch nur, wozu wir eine Beziehung gefunden, besser: selbst aufgebaut haben. Nun greift unser Besucher, angelockt durch irgendeine Äußerlichkeit, die ihn fesselt, zu einem Buch, setzt sich schmökern in die Ecke. Er, der sich für das Eine entschieden hat, findet in ihm «das Ganze». Von außen gesehen – wie lassen sich da so leicht die einzelnen Bücher unterscheiden, wie eindeutig sind ihre Unterscheidungsmerkmale! Aber je mehr man sich in sie vertieft, desto mehr entdeckt man neben dem einen das andere, neben der einen Eigenschaft ihr Gegenteil, also: das Ganze; die Liebe «ergänzt» so, was auf den ersten Blick nicht zu sehen war. Doppelbewegung der Liebe: aus dem Vielerlei das eine herausgreifen – im Einen das Ganze finden. Daran ist das «Herz» beteiligt: es ist es, welches sich ins Eine vertieft, der Verstand sieht nur das Nebeneinander. So ist auch nur das Herz imstande, im Einen das Ganze zu entdecken.

Dabei ist freilich eine Möglichkeit nicht zu übersehen. Das «Herz», dessen Bewegung auf den einzelnen Menschen gerichtet ist, ist oft nicht stark, nicht sicher genug. Es läßt sich oft irritieren, abbringen von dem, was es im Grunde besser «weiß».

Es meint zwar den einzelnen, aber was ist heute, wo die Wissenschaft regiert, der einzelne? Ein Bündel von Allgemeinheiten, über die z. B. Psychologie und Soziologie genauestens Bescheid wissen. So kann das Herz sich mißverstehen und von seinem Ursprung abgetrieben werden. Zu schwach, um sich des Untergeschobenen zu erwehren, es zu durchschauen und auf die Seite zu schieben, erliegt auch es den herrschenden Moden. Es muß schon stark und auch klug sein, um sich treu zu bleiben. Ich weise auf diese Gefahr hin, weil da, wo Allgemeinheiten herrschen, und der Mensch von ihnen verdeckt wird, der eine den andern verkennen und ihm Gewalt antun muß.

Einüben von Sinn ...

Wir treten nun einer Antwort auf die Themafrage ausdrücklich näher. Oben hatten wir erläutert, daß vor dem Hintergrund allgemein vermißter, sinnvoller Wirklichkeit der einzelne Mensch vom Menschen, ja sogar von Einzelnen, alles erwartet. Wird der Einzelne diese Erwartungen erfüllen können, zumal das Sinnverlangen oft etwas Überreiztes, Übersteigertes bekommen hat? Es will sozusagen bei jedem seiner Schritte seine Erfüllung spüren. Man könnte auch von einer Vergegenständlichung dieses Verlangens sprechen: es kann gleichsam diesen Sinn nicht aus der Hand legen und auf eine Zeit vergessen (um ihn dann freudig überrascht neu zu entdecken). Es fehlt die Gelassenheit. Nicht am Gefühl für den Sinn mangelt es heute (dieser ist wahrscheinlich stärker als je entwickelt), sondern an der Kraft, ihn in der Wirklichkeit festzuhalten. Es mangelt, schlicht gesagt, an der Geduld. Geduld aber ist «Einverständnis mit der Zeit», heißt, sich zu schicken wissen in die Phasen, da sie den Sinn verbirgt, statt ihn zu offenbaren. Es wird an dieser Stelle deutlich, warum aus einer anderen als christlichen Haltung das Sinnproblem im Grunde nicht zu meistern ist – denn «christlich» bedeutet eben: glauben, wo man nicht sieht. Was wiederum mit der «Fleischwerdung» zusammenhängt, denn diese bedeutet nichts anderes als Verhüllung des Sinnes. Dieselbe Haltung, die sich hier im Glauben auswirkt, ist auch in der Ehe nötig. Darin sehe ich den eigentlichen Grund für das Scheitern so vieler Ehen in unserer Zeit: in dieser merkwürdigen, aber doch auch wieder einleuchtenden Verbindung von starkem Sinnverlangen, das sich intensiv auf den Menschen konzentriert – und andererseits der fast besessenen Übersteigerung dieses Sinnverlangens, so daß dann bei einer Enttäuschung die Spitze bricht. Das ergibt eine tragische Situation: Die Menschen sitzen in der Klemme, weil sie nicht zurück, aber auch nicht vorwärts können. Nicht zurück: denn sie haben sich einmal auf den Weg der Mündigkeit, der eigenen Sinnsuche begeben. Nicht vorwärts: denn sie haben so wenig Gelassenheit, daß sie den nicht empfundenen Sinn auch nicht glauben können. «Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.» Man versteht, warum in dieser Situation allein der gelebte christliche Glaube einen Ausweg bietet.

BEWUSSTER GLAUBEN

THEOLOGIEKURS FÜR LAIEN (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der katholischen Theologie durch ausgewiesene Fachtheologen. Der Kurs bietet Akademikern, Lehrern usw. eine wertvolle Ergänzung zum Fachstudium.

Abendkurse in Zürich und Luzern sowie **Fernkurs** mit Studienwochen.

Oktober 1982: Beginn des neuen 4-Jahres-Kurses.

Anmeldeschluß: 15. September 1982.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat TKL, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Telefon (01) 479686.

Wir sehen also: unsere Betrachtungen leiten uns auf die Frage nach dem Wesen des Sinnes. Sinn ist niemals von der Art eines Gegenstandes, den ich in die Hand nehmen und dessen ich mich so dauernd versichern kann. Er ist vielmehr von der Art des Elements, in dem ich mich bewege: damit es mich trägt, ist notwendig, daß ich die Schwimmbewegungen mache, obwohl andererseits diese Bewegungen den Sinn nicht «machen», sondern das Element vorgegeben sein muß. Darauf, so scheint mir, kommt es an: diese Nicht-Gegenständlichkeit einzuüben. Die Zeiten sind vorbei, wo «der Sinn» festgestellt, verwaltet und so ein für allemal verfügbar gemacht wurde. «Mündigkeit» bedeutet eben, die Schwimmbewegungen selber machen und so selbst entdecken, daß man getragen wird; «die Götter leihnen kein Pfand». Bei einem Zeitgenossen lese ich: «Vielleicht ist Gott wie Nordlicht, das sich bald sammelt, bald ergießt, bald strahlend steht, bald wieder fließt, plötzlich verschwindet als sei es nicht gewesen, auf einmal neu hervorbricht aus der tiefen Nacht.» Darin spricht sich eine tiefere Frömmigkeit aus, als wenn man den Sinn verdinglicht. Ihn festhalten zu wollen ist nur Zeichen von Angst. So lernt man nicht schwimmen, indem man sich an sich selbst festhält – das wäre krampfhaftige Angst –, auch nicht, indem man sich am anderen festhält – das wäre auch noch Angst –, sondern indem man sich dem Element anvertraut. Das Entsprechende gilt auch für die Ehe: Es gibt ein Starren auf den anderen, das, ebenso wie die pure Egozentrik, die Ehe zerstören kann. Man darf nicht dauernd sich des Sinnes versichern wollen; es gibt Zeiten, wo er sich entzieht, und Zeiten, wo er sich zeigt. Wer einen Berg besteigt, spürt den Sinn des Steigens ja nicht während der Mühsal des Emporklimmens, sondern erst, wenn er hinaufgestiegen ist und den Rundblick genießt. So kann man sagen, daß die Sinnlosigkeit selbst wesentliches Moment des Sinnes ist – wobei hier Sinnlosigkeit nicht zu verstehen ist als definitiver Nicht-Sinn, sondern als Nicht-Empfinden von Sinn. Von einer anderen Seite und in einem anderen Zusammenhang erläutert es auch *Kierkegaard*, indem er vom Wort Gottes sagt, es sei ein Spiegel: «Als erstes wird gefordert, daß du nicht auf den Spiegel siehst und nicht den Spiegel betrachtest, sondern daß du dich selber im Spiegel siehst.» Es kommt auf die Beziehung an, und um die zu erfahren, muß man sich selbst und sogar den anderen loslassen.

... im Wagnis der Geduld

Man fragt sich: Gibt es in dieser Situation, da ein intensiver Drang nach sinnvollem Leben und andererseits die Unfähigkeit durchzuhalten, es einander so schwer machen, eine Hilfe, gibt es einen Rat? Dieser läßt sich in dem einen Wort «Geduld» zusammenfassen. Geduld ist leicht gesagt, aber schwer getan. Sie ist deshalb schwer getan, weil sie ein Wagnis einschließt, das Wagnis, gegen die Zeit sich nicht zu empören, sondern mit ihr einverstanden zu sein. Eines ist es, fähig zu sein, überhaupt die Erfahrung des Sinnes zu machen: im alltäglichen Ereignis den Aufgang der Bedeutung zu erkennen. Ein anderes ist es, die Erfahrung in der Zeit durchzuhalten: das als sinnvoll Erkannte zu wagen und dabei zu wissen, daß der Sinn sich auch entziehen kann. Wie bewährt sich das, wozu ich mich entschieden habe, wenn es in das Bad der Zeit eintaucht? Läßt die Zeit zurücktreten, was im Vordergrund stand; läßt sie in den Vordergrund treten, was zuerst sich kaum andeutete? Die Begeisterung kann fade werden, und die «trockene» Liebe kann ihren Sinn enthüllen und so ihren Lohn offenbaren. Das gehört eben zum Wagnis, ohne das eine Aneignung des Begonnenen und ein Zusichfinden des Menschen gar nicht möglich sind. Was uns vorübergehend sinnlos erscheint, wendet sich langsam und zeigt uns ein Gesicht. Das sind die «abendlichen» Erfahrungen (man wird verstehen, wie ich das Wort meine), die Geduld, d. h. Einwilligung in die Zeit verlangen. Man mag enttäuscht sein über diesen Rat und sich ein durchschlagenderes Rezept wünschen. Aber wäre dies wirklich wünschenswert? Würde dies den Menschen nicht gerade um sein Eigenstes, die Freiheit, betrügen?

Es gibt keine Garantie, sondern eine Hoffnung, und das Leben ist ein diskontinuierliches Kontinuum: ein Weg, der sich aus lauter Sprüngen zusammensetzt. Sich auf etwas Unverbürgtes einzulassen, garantiert zwar nicht die Sinnerfahrung, enthält aber andererseits nichts Unzumutbares, nichts Unverantwortbares. Es ist der einzige Ausweg, der Freiheit und Freude vereinigen könnte.

Vielleicht ist die Frage entstanden, ob es denn nötig sei, bei einem so lebensnahen Thema so intensiv auf die Sinnfrage einzugehen. Aber das ist eben das Eigentümliche an der Ehe, daß sich Natur und Geist in ihr durchdringen: naturhafte Liebe geistig bewahrt, geistige Entscheidung von der Natur getragen. Das mag den eingeschlagenen Weg rechtfertigen.

Herbert Kappes, Neuß

Zur «Gottesfrage»

Zwei neue Bücher von Karl-Heinz Weger

Das, was *philosophisch* zu dem alten Problem der Erkennbarkeit der «Existenz Gottes» zu sagen ist, scheint viele Zeitgenossen und auch zahlreiche zeitgenössische Philosophen und Intellektuelle kaum noch zu interessieren. Jedenfalls meinte *Jean Améry*, daß Atheismus in unserem «Jahrhundert ohne Gott» für viele nicht einmal mehr eine Provokation darstelle. Dieser Einschätzung stehen die heute vielfach beobachteten Erneuerungsbestrebungen in den (großen) Religionen sowie die verbreitete Beschäftigung mit Esoterik, Magie, Neo-Gnostizismus, «Meditation» gegenüber. Zweifellos liegt hier eine Aufgabe für Weltanschauungs- und Religionsstatistiker vor, und es fehlt ja auch nicht an mancherlei Tabellen von dieser Art Kennzeichnung der «geistigen Situation der Zeit» ...

Doch unabhängig von den Schwankungen der Mode, des «Zeitgeistes» und entsprechender Status-quo-Zahlen zeigt sich, daß manche schwerwiegenden Probleme die ihnen «sachlich» zukommende Bedeutung behalten. Damit soll nicht gesagt sein, daß «ewige Menschheitsfragen» souverän die jeweils nur geschichtlichen Denkanstrengungen der Menschen desavouieren; es macht vielmehr die Dramatik des philosophischen Denkens aus, daß eine gewisse Perfektionierung der Erkenntnismethoden und ein Wandel dessen, was man, ungeklärt genug, als den philosophischen «Ansatz» bezeichnen kann, dazu führen, daß für «ewig» oder wenigstens «alt» gehaltene Fragen sich bis zur Unkenntlichkeit verbergen, sich dem philosophischen und öffentlichen Interesse entziehen und sich auf subtile Weise auch verändern können. Nicht nur die philosophische Gottesproblematik, aber gerade auch sie unterliegt dieser der Geschichtlichkeit ihren Tribut zollenden Metamorphose der Probleme. Und da heute vieles dafür spricht, daß der Atheismus inzwischen von einem Agnostizismus abgelöst wurde, der dem allgemeinen «Lebensgefühl» der Gegenwart angemessener zu sein scheint als jede Art von Engagement, verdient es Aufmerksamkeit, wenn Philosophen, die sich mit Religion (und Christentum) überhaupt noch befassen, sich gerade dieser Thematik stellen.

Glaubensbegründung in agnostischer Welt

Karl-Heinz Weger, der an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München «Grundlegung der Theologie und Philosophische Anthropologie» lehrt, dort ein (in seiner Art meines Wissens einmaliges) «Institut für Fragen der Religionskritik» leitet und 1979 ein Lexikon der Religionskritik herausgab¹, hat es riskiert, die agnostizistische (oder agnostische) nicht-mehr-

¹ Religionskritik von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Autoren-Lexikon von Adorno bis Wittgenstein, hrsg. von K.-H. Weger (Herder-Bücherei 716), Freiburg 1979 (vgl. die Besprechung von E. Rolinck, in: Orientierung 1980, S. 101f.).

provozierende Provokation aufzugreifen und ihr entgegenzutreten. In seinem inhaltsreichen Buch «Der Mensch vor dem Anspruch Gottes. Glaubensbegründung in einer agnostischen Welt»² entwickelt er das breite Spektrum agnostischer und atheistischer Positionen (die bisweilen ineinander übergehen und nicht selten sich selbst unpräzise titulieren). Er stellt ihnen eine Problemsicht gegenüber, die nicht an der traditionellen (bzw. neuscholastischen) Metaphysik (etwa der «Gottesbeweise») orientiert ist, sondern an der Herauspräparierung von «Hinweisen» auf Transzendenz bzw. von «Aufweisen», wie Weger zumeist formuliert, und darüber hinaus an der Frage nach der Verantwortbarkeit einer (christlichen) Zustimmung.

Dieser Zielsetzung dient auch ein ungefähr gleichzeitig erschienenes Buch, in dem Weger sich speziell mit *Hans Albert*, dem deutschen Hauptvertreter des «Kritischen Rationalismus», auseinandersetzt.³ Da niemand alles lesen kann, muß es kein Nachteil sein, daß dieses Albert-Buch in manchen Passagen mit dem erstgenannten übereinstimmt; dies gilt insbesondere für die abschließenden Kapitel, in denen Weger in einer ehrlichen und bekennenden Sprache zeigt, wie aus der philosophisch-intellektuellen Verlegenheit herauszukommen wäre.

Das Buch «Der Mensch vor dem Anspruch Gottes» bringt die differenzierte Problematik auf der heutigen Weltanschauungsbühne (um nicht «Markt» zu sagen) in verständlicher Weise zur Darstellung. Weger kennt die Philosophie der Aufklärungszeit ebenso gut wie die uns näherstehenden Konzeptionen von Feuerbach, Marx, Nietzsche, Freud und Sartre. Man merkt seiner Schreibweise an, daß er sich von dem Ernst der Probleme auch selbst betroffen fühlt; auch dort, wo er seine Meinung deutlich und scharf vorträgt, geschieht es aus einem entschiedenen Interesse an der Wahrheitserkenntnis. Jeder Studierende, der sich dieses Buch erarbeitet, wird mit den verschiedenen Positionen und Aspekten der heutigen Problemlage vertraut werden. (Daß Weger nicht die Erwartung hegt, Hans Albert von seinem kritisch-rationalistischen Agnostizismus abbringen zu können, spricht für seinen Realismus.)

Weger versucht mit transzendentalphilosophischen Gedankengängen, mit denen er *Karl Rahner* folgt, das philosophische Gottesproblem aus einer schlechten ontologischen Verdinglichung herauszulösen und «Gott» als die Bedingung der Möglichkeit von allem zu denken, die als solche von Begriff und Problematik der metaphysischen Kausalität zu unterscheiden ist (vgl. Vom Elend, S. 50-53; Der Mensch, S. 205-209). Insofern kann Weger Albert partiell zustimmen, doch richtet sich Wegers Kritik an Albert gegen dessen Einwand, die Annahme eines «Gottes» bedeute den Abbruch des philosophischen Begründungsverfahrens, sowie auch gegen das, was Albert *nicht* sieht, mit seinen Methoden nicht zu sehen vermag oder in einen außerphilosophischen Bereich verweist und damit, vielleicht nolens volens, diskriminiert (vgl. Vom Elend, S. 47f. und 71-82). Deshalb werden Albert und andere gewiß nicht erbaut sein über das Schlußkapitel, in dem Weger eine «Rechtfertigung des Herzens» entwirft; diese will auf der philosophischen Ebene nur als «Aufweis» oder «Hinweis» verstanden sein und erhält, wenn ich recht verstehe, ihre primäre Bedeutung auf der theologischen Ebene, also im Hinblick auf die «Glaubensbegründung». Wenn man die problemgeschichtliche Tragweite des Wortes «Herz» anerkennt (und sich bei diesem Bild nicht sogleich Emotionen überläßt), befindet man sich bekanntlich in nicht schlechter Gesellschaft, z. B. in derjenigen Pascals. Deswegen sei hier erwähnt, daß *Lothar Schäfer* in seinem Aufsatz «Pascal und Descartes als methodologische Antipoden»⁴ die Meinung vertreten hat, die Vorbehalte des Mathematikers

² Verlag Styria, Graz - Wien - Köln 1981, 248 Seiten (im folgenden zitiert als «Der Mensch»).

³ Vom Elend des kritischen Rationalismus. Kritische Auseinandersetzung über die Frage der Erkennbarkeit Gottes bei Hans Albert. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1981, 120 Seiten (im folgenden zit. als «Vom Elend»).

⁴ In: Philosophisches Jahrbuch 81 (1974), S. 314-340.

Norbert Lohfink Kirchen träume

Reden
gegen
den Trend

Herder

Quer zum heutigen Trend der Kirchenverachtung wird hier leidenschaftlich für einen Traum geworben. Es ist Gottes uralter Traum von seiner Kirche.

192 Seiten, kart.
19,80 DM

Viele träumen heute von einer neuen, der richtigen Gesellschaft. Könnte es die Kirche sein? Wie denkt die Bibel darüber, wie die heutigen Christen?

Ein kundiges, offenes, bewegendes Buch, das sich an der Leidenschaftlichkeit des biblischen Glaubens entzündet.

Verlag Herder Freiburg - Basel - Wien

Jetzt in Ihrer Buchhandlung erhältlich

Gebete aus der orthodoxen Kirche

Ausgewählt, übersetzt und kommentiert
von Robert Hotz

144 Seiten, broschiert, DM/Fr. 19.80

Die orthodoxen Kirchen sind für den Reichtum ihrer Gebete bekannt. Doch wer versteht schon die vielen Bilder und Symbole in diesen Texten?

Diese Sammlung der schönsten Texte aus der orthodoxen Kirche führt den Leser in den byzantinischen Gebetsschatz ein. In kurzen Kommentaren erklärt der Herausgeber jeweils Inhalt, Geschichte und Symbole.

Der Herausgeber, Robert Hotz, ist Jesuit und Ostrefrent der «Orientierung» und von «Radio Vaticana». Er gehört dem byzantinischen Ritus an. Eine Kostprobe aus dem Buch erhielten die Leser der «Orientierung» bereits als Einstieg in die Osternummer der Zeitschrift.

Benziger

Pascal gegenüber der Rationalität entsprechen den Grundannahmen des Kritischen Rationalismus mehr als ein sich einseitig von Descartes herleitendes Philosophieren ...

Was kann Philosophie leisten?

Mag man auch bei Weger des öfteren dazwischenfragen wollen, sein Mut, eine derart methodisch verfahrenere und weltanschaulich komplexe Problematik anzugehen, und seine Antworten, die phänomenologisch und existentiell fundiert sind (vgl. insbesondere die Analyse von Zeit und Vergänglichkeit, in: *Der Mensch*, S. 216–219), verdienen Anerkennung und Beachtung. Zweifellos wäre es eine Art Wunder, gäbe es an Büchern wie den vorgestellten nichts zu kritisieren. Ohne allzu ausführlich werden zu wollen, möchte ich hier lediglich einige Bedenken nennen.

Die Abgrenzung von Atheismus und Agnostizismus, die Weger gut bekannt ist, hätte strenger durchgehalten werden sollen (vgl. *Der Mensch*, S. 62 und 92!). Die Frage, inwieweit Weger die (von ihm nur kurz referierte) transzendentalphilosophische Argumentation Rahners⁵ beibehält und gleichzeitig unter Verwendung einiger Motive von *Max Horkheimer* (?) modifiziert, bedarf der genaueren Erörterung. Mißtrauen ist angebracht gegenüber Sätzen von der Art: wenn Gott «wirklich Gott sein soll» (*Der Mensch*, S. 208), dann müsse daraus dieses oder jenes folgen; ich halte solche Gedankenführungen für eine problematische Verquickung von Philosophie und Theologie, jedenfalls für *philosophisch* unzulässig. An manchen Stellen einer Passage (*Der Mensch*, S. 204–211) hätte dem möglichen Mißverständnis, der «Gottesaufweis» sei nur eine geschicktere Art derselben Denkbemühung, die man sonst «Gottesbeweis» nennt, wirksamer vorgebeugt werden können. In bezug auf manche atheistischen Positionen könnte die Unterscheidung zwischen einem *prä-* und einem *post-atheistischen* Agnostizismus klärend wirken. Man wird es meiner Vorliebe zugute halten, wenn ich notiere, daß *Albert Camus* leider wieder dem Existentialismus zugezählt wird (*Der Mensch*, S. 52, vgl. aber S. 152).

Weger möchte mit seinem Buch «Der Mensch vor dem Anspruch Gottes» – wie er im Vorwort schreibt (S. 9) – von den «*anthropologischen Voraussetzungen der Theologie*» handeln, weil er der Überzeugung ist, «daß die Entscheidung für oder gegen den christlichen Glauben heute gleichsam im «Vorfeld», d. h. eben auf dem Gebiet der Fundamentaltheologie, fällt und

⁵ Vgl. hierzu auch K.-H. Weger, Karl Rahner. Eine Einführung in sein theologisches Denken (Herderbücherei 680), Freiburg 1978, S. 13–54.



ORIENTIERUNG

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)
Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760
Bestellungen, Abonnemente: Administration
Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»
Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842
Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556 967-61
Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004
Abonnementspreise 1982:
Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17,50/Studenten Fr. 24.-
Deutschland: DM 37,-/Halbjahr DM 21,-/Studenten DM 28,-
Österreich: öS 285,-/Halbjahr öS 160,-/Studenten öS 200,-
Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzel exemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

nicht in der eigentlichen Dogmatik» (ebd. S. 10). Dieser Ansicht wird man schwerlich widersprechen können. Deswegen ist es auch durchaus vertretbar, daß Weger in diesem Buch zuerst einmal «Anthropologie, Religionskritik, Aufweis der Existenz Gottes» thematisiert und für die «eher traditionellen Fragen der Fundamentaltheologie» (ebd.) einen zweiten Band ankündigt. Ob und wie weit das Ganze dann eine «neue» Fundamentaltheologie sein wird (ebd.), muß sich somit noch zeigen.

Man wird Wegers Bemühungen in diesen beiden Büchern nur gerecht, wenn man sich die allgemeine Szenerie des heutigen Agnostizismus und Atheismus vergegenwärtigt und sich klar macht, daß es äußerst delikates und schwierig ist, philosophisch argumentierend wenigstens eine gewisse Verunsicherung der anderen Seite erreichen zu wollen. Die Argumente werden auch künftig, von jeweils unterschiedlichen Erfahrungen und Interessen geleitet, einander entgegengehalten werden, und ich bin skeptisch genug zu meinen, daß ihre Gegensätzlichkeit letztlich von niemandem aufgehoben werden kann, weil ich – auch darin agnostisch – der Philosophie, wie man sie auf dem Hintergrund unserer Tradition heute im Westen noch zu betreiben pflegt, nicht die höchste Lehr- und Lebensautorität zuerkennt. Dem dürfte Weger zustimmen. Von hier aus gelangt man dann folgerichtig zu angeblich so irrationalen Erwägungen, wie Weger sie am Ende seiner Bücher vorzutragen den Mut hatte. Die künftige («religionsphilosophische») Reflexion wird sich demnach mit besonderer Intensität der Frage nach der Möglichkeit der Rechtfertigung des «Herzens» bzw. des Nicht- oder Meta-Rationalen zuwenden müssen, obwohl es methodisch kontrovers (um nicht zu sagen paradox) bleiben wird zu fordern, eben diese Frage «philosophisch» zu diskutieren. Natürlich ist auch diese Problemstellung nicht «neu», aber was macht das schon aus?
Heinz Robert Schlette, Bonn

Buchhinweis

Hans Schaller: Verbirg nicht dein Gesicht vor mir – Vom christlichen Bitten und Klagen. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1982, 124 S., DM/Fr. 16.80.

Der Basler Jesuit und Studentenpfarrer legt mit diesem Bändchen weder eine kleine Anthologie christlicher Bitt- und Klagegebete vor, noch veröffentlicht er Predigten oder Meditationen aus seiner Studentenarbeit. Er beschäftigt sich auch nicht mit den zahlreichen Fragen, die in einer theologischen Theorie an das Bitt- und Klagegebet gestellt werden können. Der Autor denkt vielmehr lebensnah und sprachlich gekonnt den menschlich-göttlichen Dimensionen von Bitte und Klage, irdischer Not und Lebensangst, Gebet und Antwort Gottes nach. Gebet und Leben werden so aufeinander reflektiert, daß deutlich wird, wie das ganze menschliche Leben, selbst mit seinen dunkelsten und schmerzlichsten Seiten, ins Gebet eingebracht werden kann und wie umgekehrt solches Gebet menschliches Leben echt wandeln und voranführen kann. Hinter den Zeilen steht nicht Spekulation, sondern eigene leid- und freudvolle Erfahrung, wie auch die anderer. Gebet bedeutet Leben, Auseinandersetzung und – in Erinnerung an die Geschichte Jakobs (Gen 32, 23–33) – auch Kampf, aus dem man nicht unverletzt hervorgeht. «Er kann einen zwingen, in sonst verborgene Tiefendimensionen des Lebens hineinzusteigen, darin den Boden zu berühren, wo ein durchschnittliches Leben nicht hinführt. Dort, wo eine Krise zum Gebet findet und darin ausgesprochen werden kann, wird Vertrauen auf seine Tiefe geprüft und die Beziehungen dadurch selbst gestärkt: Je mehr Gott zugemutet wird, um so ernster wird er schließlich genommen.» Im Ernst-nehmen Gottes und des eigenen Lebens geschieht dann aber auch Erhöhung und Erlösung. Die uns gegebene Verheißung ist, daß wir nicht untergehen: «Wir gelten als Leute, die man nicht kennen will, und auf die man doch achtet; als Sterbende – und siehe, wir leben; gezüchtet und doch nicht zu Tode gekommen; betrübt und doch voller Freude; als Arme, die viele reich machen; die mit leeren Händen dastehen und doch alles besitzen» (2 Kor 6, 9–11).

Wer an dieser ganz menschlichen und doch auch göttlichen Erfahrung des Paulus teilhaben will, läßt sich mit nicht geringem Nutzen vom Autor dieses Bändchens führen. Der Leser wird unschwer die dunklen und hellen Phasen der eigenen Lebensgeschichte mit den leicht faßlichen Gedanken Hans Schallers verbinden können.
Josef Bruhin